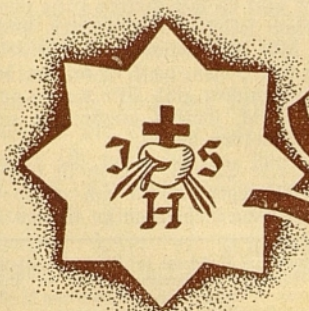




Katholische Missionszeitschrift Der Missionäre Söhne
Des hl. Herzens Jesu



Stern der Neger

Heft 7 / Juli 1939

Inhalt: Auf nach Peru! S. 97. — Südafrikanische Städtebilder: 5. Pretoria, S. 102. — Umſchau, S. 107. — Auserwählt. Religiöſer Bauernroman v. Withalm, S. 108. — **Abbildungen:** 1. Die Pfarrkirche in Pozzuo. — 2. Naſt im peruanischen Urwald. — 3. Miſſionär als Wagenbauer. — 4. Kamelreiter im Iraſ. — 5. Frachtboot auf dem Tigris. — 6. Schweſter als Zahnärztin. — **U m ſ c h l a g b i l d:** Franziskaner-Miſſionsbrüder von Mount Poinſur b. Bombay.

Preis: ganzjährlich Deutſches Reich 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2.50 Pengö, Tſchechoſlowakei 12 cK, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2.50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark. — **Verſand durch Miſſionshaus Joſefſtal bei Ellwangen (Sagſt) Württbg.**

Gebetsempfehlungen und =erhörungen.

A. E. aus N.: Sende den Bezugspreis für „Stern der Neger“ und ein kleines Opfer mit der Bitte um Einſchluß ins Gebet in einem ſehr ſchweren Leiden. Ich habe großes Vertrauen zum guten Pater Philipp Jeningen und zur Gnadenmutter vom Schönenberg. Herzliches Vergelt's Gott fürs Gebet! — Langjährige Leſerin des „Stern“ bittet um Einſchluß ins Gebet in einem ſchweren An-

liegen. — J. Sch. aus St. bittet recht innig ums Gebet. — Familie N. aus K. bittet in verſchiedenen Anliegen ums Gebet. — M. Sch. aus L.: Dank dem heiligſten Herzen Jeſu, dem Herzen Mariä, dem hl. Joſeph, dem hl. Thadäus, der hl. Theresia und dem hl. Klemens für erlangte Hilfe in meiner ſchweren Krankheit und in großen Zahlungſchwierigkeiten.

+ TOTENTAFEL +

Es ſtarben von unſeren Abonnenten: Cäcilie Gſtrein, Längenfeld (Tirol), langjährige, treue Förderin des „Stern“; Oberkommiſſär Hans Popp, Traunſtein (Oberbayern); Theresia Ettner, München; Joh. Dörfler, Marbach (Niederdonau); Thelma Blaimauer, Waidhofen-Ybbs (Niederdonau); Balthaſar Pfizer, Ellwangen (Sagſt) Württbg.; Franz Böhmling, Rohrbach-Berg

(Oberdonau); Friedrich Reiter, Blumegg bei Stainz (Steiermark); Matth. Hermanns, Hüls bei Krefeld (Rheinland); Joſef Eder, Innerlohen bei St. Georgen (Oberdonau); Maria Gilmozzi, Meran (Italien); Anton Niederegger, Poſtmeiſter in St. Lorenzen (Italien); Joſef Fledinger, Birgen (Tirol); Joſef Zengerle, Großholzleute (Württbg.). R. I. P.

Gebetsmeinung für den Monat Juli:

»Daß die Mohammedaner an Chriſtus als an den Erlöſer glauben.«

Man nimmt an, daß die Zahl der Mohammedaner gegenwärtig rund 250 Millionen beträgt. Die Muſlimen waren jederzeit tatkräftige und uernerfüllte Vorkämpfer ihrer Religion. In früheren Jahrhunderten kämpften ſie für deren Ausbreitung mit Feuer und Schwert, in unſeren Tagen beſonders mit Hilfe der Preſſe, zu allen Zeiten aber in wirksamſter Weiſe dadurch, daß ſie im öffentlicher und privaten Leben ihren Glauben unerschrocken bekannten. Seit einiger Zeit machen ſie große Anſtrengungen, in dem weit auseinander gelegenen Raum, den ſie bevölkern, eine geſchloſſene Einheitsfront zuſammenzubringen — Pan-Islamismus —, um dadurch ihre Miſſions-

tätigkeit auf eine breitere und ſtärkere Baſis zu ſtellen. Immer waren die Mohammedaner die Feinde der Chriſten, von denen ſie früher mehr wie einmal im Krieg geſchlagen worden ſind. Es ſcheint nun die Zeit gekommen zu ſein, daß ſich die Chriſten in Wort und lebendigem Vorbild, beſonders aber durch chriſtliche Liebe als ihre Brüder zeigen, mit denen ſie das eine gemeinſam haben, daß ſie denſelben ewigen Vater im Himmel anbeten. Wir ſollen beten, daß ſich an ihnen aber auch das Wort des Herrn erfülle: „Das aber iſt das ewige Leben, daß ſie Dich erkennen, den allein wahren Gott, und den Du geſandt haſt: Jeſus Chriſtus“ (Joh. 17, 3).

Aus unſerer Briefmappe.

Ein „Stern“-Leſer aus Lana bei Meran ſchreibt uns im Mai dieſes Jahres: „Es kann leicht ſein, daß dieſes das letzte Schreiben iſt, denn ich ſehe ſchon den 82. Frühling. Ihre Geſellſchaft kenne ich ſchon von Anfang an, angefangen in Verona (Comboni), als unſer Landmann, der berühmte Miſſionär Pater Joſ. Ohrwalder noch Student und in Verona war, und ich ſeine Briefe las, die er an ſeine Eltern ſchrieb, und die ſein Vater immer zu uns ins Haus zum Leſen brachte, von Verona, Kairo und El Obeid uſw. Ein paarmal war ich auch im Kloſter bei Brigen. Für dieſes

Mal ſchicke ich Ihnen 300 Lire, mehr geht einmal nicht, denn ich bin kein Millionär, ſondern nur ein alter Arbeiter, ohne Einkommen, ohne Verdienſt oder Beſitz, es heißt halt einſchränken, dann geht es mit Gottes Hilfe ſchon. Sie wiſſen ſchon ſelbſt, daß mindere Leute lieber geben als die Reichen; meiſtenteils kommt es auch von dieſen, weil ſie wiſſen, daß es noch ärmere Menſchen gibt. Wir wollen auch mitſelfen, das Reich Gottes ausbreiten und den armen Miſſionären helfen.

Wahr iſt der alte Spruch: 'Geben iſt ſeliges als nehmen'. Deſwegen möchte ich auch ein Reicher ſein, um recht viel geben zu können ...“

Stern der Neger

Katholische Missions-Zeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation: Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu

Heft 7

Juli 1939

42. Jahrgang

Auf nach Peru!

Reisebericht des hochw. P. Alois Jpfelkofer F. S. C.

(Schluß)

Am Vormittag heißt es umpacken und sich für den Ritt herrichten. Die Salar werden verstaut, denn von Callao bis hieher waren wir im Salar gereist. P. Wagner erscheint in Reithosen und Stiefeln, die anderen Geistlichen in Sutanellen, und da um Mittag die Reittiere noch nicht zur Stelle sind, machen wir uns zu Fuß auf den Weg, der uns noch weiter über die Sierra führt, auf der wir zuerst Kakteen, einzelne Sträucher und Bäume, später dann mit dem Pflug bearbeitete Mais- und Kartoffelfelder antreffen.

3. In den Urwald und heim.

Hochwürden P. Gottardi hat schon in aller Frühe Panao mit einem Pozuziner verlassen, um in Eilmärschen heim zu kommen. Samstag ist heute und am Montag will er in Pozuzo sein.

Wir wandern auf einer Autostraße dahin. Nach Chaglla (sprich: Tschaglia) ist sie schon ein gutes Stück gediehen und macht den alten Reitweg stellenweise ungangbar, aber nur ein Drittel dieser Straße kann bis jetzt mit Autos befahren werden. Hin und wieder gräbt sie sich in die rote Erde ein, aber an mehreren Stellen werden die Schutthalden, auf die die Straße sich stützt, vom Regen weggewaschen. Schon sind wir eine Stunde weit gegangen und da von den Tieren noch nichts in Sicht ist und man stellenweise trotz der beständigen Krümmungen die Straße gut übersehen kann, mache ich mich daran, den ganzen Weg zu Fuß zu machen. Manchmal, besonders dort, wo Reitweg und Autostraße sich kreuzen, heißt es gewissermaßen auf Sandhügeln dahingehen, während der

Sand bei jedem Fußtritt meterweit in die Tiefe rollt. Doch es geht. Bald ist man auf dem alten Reitweg und rüstig strebt man der Höhe zu. In vier Stunden ist es geschafft. Bald nach vier Uhr nachmittags traf ich denn in Chaglla ein und etwa eine Viertelstunde später sah ich meine Mitbrüder und Herrn Kanzer stolz daherreiten, gefolgt von vier Pozuzinern und zwei schwer beladenen Maultieren. Nur ein weiteres Maultier schien etwas verlegen in die Welt zu schauen, da sein Reiter es verschmäht hatte, mit ihm nach Chaglla zu kommen.

Chaglla liegt wohl über 3000 Meter über dem Meeresspiegel in einer wirklich reizenden Bergsohle. Das Hauptprodukt sind die Kartoffeln, die hier das Brot vertreten. Der Haupterwerbszweig die Lieferung von Waren in das Innere auf Maultiersrüden. War untertags auf dem Wege die Sonne doch warm bis heiß gewesen, so war die Nacht so kalt, daß ich gerne die Wolljacke hervorzog. Nach einer Mahlzeit von Reis und Kartoffeln wurde aus Kaffeesäcken und zwei Matratzen auf dem Boden ein Nachtlager für die vier Geistlichen zurecht gerichtet, während die Pozuziner in einer anderen Ecke des Magazins sich ihr Nachtlager bereiteten. Wenn während der Nacht vielleicht manchmal der Bart des Herrn Kanzer für unliebsame, aus dem Polster sich hervordrängende Haare angesehen und auch gerupft wurde, so mußte der Eigentümer des Bartes eben derartige unliebsame Erlebnisse über sich ergehen lassen wegen der Enge des Platzes. Schon um 5 Uhr weckte uns die Kirchenglocke, denn um 5½ Uhr sollten die Gottesdienste beginnen, sollte ja Chaglla an diesem Tage

vier heilige Messen haben. Und den Pö-zuzinern zulieb, die wegen ihrer Pünktlichkeit weitem bekannt sind, bequemt sich heute auch Chaglla an Pünktlichkeit. Nach den Gottesdiensten brachte man noch zwei Kinder zur Taufe und so konnte erst gegen 9 $\frac{1}{2}$ Uhr aufgesattelt werden. Säcke wurden auf die Rücken der Tiere gelegt, darüber kamen einfache Wolldecken, die man für das Nachtlager benutzen konnte, darauf ward der Sattel geschnallt und über den Sattel kam eine weitere Decke, um den Sitz weicher zu gestalten. Am Sattel angeschnallt waren Cauchados (in Gummi getränkte, etwa zwei Meter im Geviert fassende Tücher) und hinter den Sattel wurden Alforjas geschwungen (Taschen, die beiderseits vom Sattel hängen). Wohl oder übel mußte auch ich heute meinen Muli besteigen und meine Füße in die vorn mit Leder geschützten Steigbügel stecken. Sanft ging es auf das Joch, das bald erreicht war, in einem großen Bogen etwas abwärts; der Weg war nahezu einen Meter breit. Wir waren wohl schon über eine Stunde geritten, da verengt sich der Weg, das Tier weiß kaum, wohin den Huf setzen, wir steigen ab und gehen diesen gefährlichen Weg zu Fuß weiter, denn neben dem Weg geht es steil in die Tiefe und hier und dort hat ein Regen den Pfad vermurt. Dort unten, vielleicht 200 bis 300 Meter tiefer, sind Häuser und Felder am gleichen Bergabhang, von oben herab grüßen andere Wohnungen von Yananu. Nochmals geht es aufwärts einem Joch zu, dann in einem großen Bogen zu einem Felsenvorsprung und dann ziemlich steil abwärts nach Santo Domingo. Es soll nur 1500 Meter über dem Meere liegen und der steile Abstieg läßt uns auf eine derartige Tiefe schließen. Der Himmel hat sich unterdessen mit Wolken überzogen und gerade, wie wir am einzelstehenden Laden von Santo Domingo an der Brücke über den gleichnamigen Fluß sind, bricht ein Gewitterregen los. Wir benutzen die Zeit des Regens zu einem Imbiß und um 3 Uhr nachmittags können wir unsern Ritt fortsetzen.

Die aus unbearbeiteten Baumstämmen zusammengefügte Brücke muß zu Fuß passiert werden, erst hernach ist ein Rei-

ten möglich. Steil wie der Abstieg war, ist nun auch der Aufstieg. Was aber diesem Aufstieg sein spezielles Gepräge verleiht, ist die Gewißheit, daß wir einige hundert Meter über dem Flusse sind, der in gerader Linie nur 10 bis 20 Meter von uns entfernt dem Huallaga zueilt. Wir haben die Höhe erreicht und hören schon wieder das Tosen des Huallaga selber. Wir steigen wieder abwärts zu einer Pflanzung, die ihre Orangen nach Lima liefert. Wieder an einem Abhang aufwärtssteigend kommen wir schließlich auf eine Bergsohle, von wo aus es nach Muna geht. Wir sind vielleicht auf 2000 und einige Meter Höhe und sollen auf 2500 Meter hinaufsteigen. Auf steilem, aber sonst ungefährlichem Weg sind wir in einer halben Stunde in Muna und, um unser Pensum für morgen abzukürzen, nehmen wir Quartier bei einem Indianer außerhalb Muna, wo wir nach Einbruch der Dunkelheit um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr eintreffen. Schön liegt Muna da in einem Kessel, der rings von Bergen umschlossen wird, die die 4000-Meter-Grenze überschreiten. Nur auf der Seite, von welcher wir kamen, ist dieser Kessel offen, aber auch hier ist er geschützt durch einen Hügel. Von Muna aufwärts beginnt bereits der Urwald, der natürlich auf dieser Höhe (von 3000 Meter) noch nicht seine Riesen zeigen kann.

Muna hofft, bald der Pfarrei Pozuzo einverleibt zu werden und so finden wir hier den ersten Triumphbogen zu unserer Begrüßung. Welch ein Unterschied in der Temperatur! Gestern in Chaglla so kalt, heute hier in Muna so angenehm warm, daß wir auf einer Altane auf etwas Heu, gewissermaßen im Freien schliefen.

Montag, den 19. September. Ohne zu zelebrieren waren wir an diesem Tage um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr im Sattel. Es galt, durch die bewaldete Höhe sich auf 4000 Meter emporzuarbeiten. Der Himmel war bewölkt und bald begann es zu rieseln, bis sich ein ordentlicher Regen über uns ergoß und uns zwang, uns in die Cauchados zu kleiden. Bald sind es überhängende Zweige und Aeste, die uns eine tiefe Verbeugung von Kopf und Schultern aufnötigen, dann ist wieder die sumpfige Erde so von den Regen ausgefressen, daß kaum die Füße der Tiere in den Rinn-

jalen Platz finden und man am liebsten die eigenen Füße samt den Steigbügeln auf den Rücken nehmen möchte. Und diese Rinnjale werden immer häufiger auf dem weiteren Wege. Der Regen läßt nach, der Wald wird etwas lichter, dafür aber beginnt ein Sumpf. Um den Tieren einen Halt zu geben, hat man Pallisaden gelegt, Baumäste, zwischen denen im Regen die Pfütze den Boden nur schwer ahnen läßt. So steigen wir ab und springen von Pallisade zu Pallisade vorwärts, während die Tiere uns mühsam folgen. Auch das ist geschafft, der Weg wird besser; es scheint, wir haben auch hier die Baumgrenze erreicht, wenigstens begleiten uns nur mehr verkrüppelte Sträucher. Wir reiten wieder und kommen bald, freilich noch im Nebel, zur Sennhütte der Ulme von Muna, die den Namen führt: Tambo de vaca (Kuhhütte). Gerade ist die Indianerfamilie noch daran, ihren Triumphbogen mit frischen Blumen zu schmücken, während wir schon durch denselben reiten gegen 12 Uhr mittags. Wie wohl tut es einem hier, wieder einmal Milchkafee zu bekommen, nachdem wir seit Guanuco darauf verzichten mußten. Der Nachmittag dient der Rast und da gerade die Sonne sich zeigt, so beten wir einmal auf solcher Höhe unser Brevier und empfinden die „Sonnenhitze“ ganz erträglich. Gegen Abend wird es uns draußen zu kühl und wir ziehen uns in die Gasthütte zurück, die heute ganz uns Pozuzinern zur Verfügung gestellt ist. Sie ist aus Steinen gefügt, während noch zwei Hütten aus Pfählen vorhanden sind, eine als Küche und Tagesraum für die Familie, die andere wahrscheinlich als Magazin. Heute ist hier wirklich Großbetrieb. Untertags kommen Abordnungen von allen Seiten, um Herrn Ranzer zu sehen, und uns zu begrüßen, so daß am Abend gegen dreißig Indianer hier übernachten müssen. Die Gasthütte ist nur für uns vier Geistliche und die vier andern Pozuziner. Auf dem nackten Erdboden wird unser Lager bereitet, denn Matratzen haben die Indianer keine. Eng aneinander gedrückt versuchen wir zu schlafen, aber es gelingt nicht, denn die Hütte ist klein, aber die Kälte umso größer. Froh sind wir, beim Tagesanbruch uns erheben zu können.

Man sucht sich in einem der zahlreichen Wasserlöcher eine Waschgelegenheit, denn in unserer Sennhütte gibt es keine Krüge oder Waschküßeln. Nach einem kräftigen Frühstück sitzen wir um 7¹/₂ Uhr wieder im Sattel. Wir müssen ja auf das Joch des Porta Chuelo (sprich: Schwelo), das noch 300 Meter höher ist als der Tambo. Der Weg ist ungefährlich und so breit, daß jedes Tier sich seinen eigenen Weg sucht. Nach einer Stunde sind wir oben. Ein Felsenkegel bezeichnet die Wasserscheide zwischen dem Huallaga und Pozuzo. Jeder, der an diesem Kegele vorübergeht, legt dort ein kleines Holzkreuz nieder und so liegen schon Hunderte solcher Kreuze da. Ein Schritt vorwärts und wir stehen bereits auf dem Boden unserer Pfarrei, wenn wir auch die Pfarrkirche erst morgen erreichen werden.

Unter uns gegen Südost sehen wir



Auf nach Peru!

(Archiv.)

Die Pfarrkirche in Pozuzo am Nachmittag des 21. September 1938. Frauen und Kinder der Kolonisten in Erwartung der neuen Seelsorger.

eine tiefe Schlucht, die Gebirgsketten auf beiden Seiten sind zerklüftet. Am Berg, auf dem wir stehen, entspringt ein Bach, gespeist von den zahlreichen Sturzbächen aus den Klüften wird er zum Fluß, Pozuzo. Ihm entlang führt unser Weg heute und selbst morgen noch ein paar Stunden, bis wir auf einer Hängebrücke den Pozuzo überqueren und so in die Kolonie gelangen können, die vom Pozuzo ihren Namen hat, aber eigentlich am Huancabamba liegt, der bald nach der Brücke in den Pozuzo mündet.

Auf steinigen Zickzackwegen geht es vom Joch hinunter, auf der Höhe des Tambo treffen wir auch hier eine große Alm, von wo wir rückwärts schauend die Höhe des Porta Chuelo erblicken, ein ungeheurer Indianerkopf mit gut ausgefallenen Augen, hervortretenden Backenknochen, gut gebildeter Nase und Mund. Soweit ich erfahren konnte, hat keine Menschenhand dieses Gebilde geschaffen. Leider läßt der Keil, den das Wasser bereits hinter diesem Antlitz in den Felsen getrieben, vermuten, daß eines Tages dieser Indianerkopf von seiner Höhe stürzen wird, um unsern Saumpfad vielleicht nicht unerheblich zu ruinieren.

Ein Wald nimmt uns auf. Bald beginnen auch hier Pallisaden und es heißt wieder springen, bis wir zu einem Bergriicken kommen, Sarva geheißten. Sowie es von hier wieder abwärts geht, hat das Wasser den Mergel ausgefressen und es beginnen die gleichen Turnübungen wie gestern auf dem Weg nach dem Tambo. Dann aber geht es im Zickzack und in Stufen den Berg hinunter.

Vielleicht haben wir schon eine Stunde und mehr mit diesem Abstieg verbracht, da kommt uns gegen 11 Uhr ein Reiter entgegen, der Nachbar des Pfarrhofes in Pozuzo, der uns mit neuem Proviant versorgen will. Eine halbe Stunde später treffen wir eine ebene Lichtung im Walde, Plana Pata. Hier ist Mittagstast und wir versuchen die kulinarischen Genüsse von Pozuzo. Gebackene Hühner, Krapfen mit Bananeneinlage, wie gebratene Fische aussehende Bananenschnitten usw. Leider fehlt bei vielen der Appetit, denn die Sonne hat es gut mit uns gemeint an diesem Vormittag und unser

Mentor verbietet uns das Wassertrinken wegen Gefahr des Sumpffiebers. Um 12 Uhr geht es schon wieder weiter. Noch eine halbe Stunde geht es bergabwärts auf die Plana Pampa, wo jemand Mais gepflanzt hat. Durch das Feld kommen wir jetzt in den eigentlichen Urwald mit seinen Baumriesen, die uns ein Stück Heimat in die Erinnerung bringen, unsere deutschen Wälder. Keine Sonnenstrahlen können uns mehr belästigen. Balsamischer Duft der immergrünen Vegetation erfüllt die Luft, aber auch Modergeruch der vom Sturme gefällten Riesen und der dahinsterbenden Pflanzen und Sträucher macht sich bemerkbar.

Durch eine Schlucht geht es dem ersten Gebirgsflusse zu. Schäumend stürzt er daher. Wir müssen ihn überqueren. Bis zum Bauch geht den Tieren das Wasser. Auf der anderen Seite geht es sofort wieder einige 10 bis 20 m aufwärts, wo uns wieder der Urwald aufnimmt. Mehrere Male geht es so zu einem Flusse in die Tiefe, quer durch denselben und wieder hinauf, bis wir um 2 Uhr nachmittags Cushi erreicht haben, das erste bewohnte Dorf auf dieser Seite des Porta Chuelo. Ein Triumphbogen steht am Wege, ein zweiter vor dem Hause, das gewöhnlich als Absteigequartier dient. Man lädt uns ein, hier den heutigen Tagesritt zu beendigen. Aber wir treffen auch noch später Häuser und gewinnen so Stunden des morgigen Tages.

Wieder geht es eine Stunde lang aufwärts auf die „Punta de Cushi“. Da heißt es absteigen! Links von uns eine Felswand, rechts vielleicht 1000 Meter unter uns der Pozuzo und wir auf einem schmalen Felsenvorsprung! So wandeln wir 30 bis 40 Meter dahin. Dann endlich wieder Gesträuch auf beiden Seiten, auf einem Zickzackweg den Berg hinunter. So muß man den Schwindel verlernen. Nun werden die Wege besser, nicht mehr so schwindelig. Aber immer auf- und abwärts durch Cueba grande und Cueba blanca. Nochmals geht es über ein kleineres Joch - und ein steiler Abstieg nach Trama, das wir bald nach 6 Uhr abends erreichen. Ein gewisser Herr Baumann hat hier seine Farm und bei ihm wollen wir übernachten.



Nast im Urwald. Der Apostolische Vikar von San Gabriele dell'Addolorata di Maranon in Peru ruht mit seinem Begleit-Missionar von den Strapazen einer apostol. Reise aus. (Fides-Foto)

Bald erscheint ein ordentlicher Krug voll schwarzen Kaffees, die trockenen Kehlen zu netzen, dann ein leckeres Abendmahl und endlich wird mit einer großen Matratze unser Nachtlager hergerichtet. Aber ehe wir uns niederlegen, bitten wir nochmals um einen Krug voll Kaffee, denn der Durst, den wir heute gelitten, ist zu groß. Auch dieser Krug wird noch ausgetrunken.

Der 21. September ist angebrochen. Da Herr Baumann bei seinem Hause eine Wasserleitung hat, so benützen wir die Gelegenheit, uns wieder einmal mit Kamm und Rasiermesser zu zivilisieren. Um 7 Uhr wird gefastet und unser Gastgeber läßt es sich nicht nehmen, uns auf seinem Pferde zu begleiten. So können wir um 7½ Uhr losziehen. Bald geht es hinab an das Ufer des Pozuzo, wieder werden Felsenrücken überquert, dann führt eine Holzbrücke über den Chancaris. Gegen 10 Uhr kommen wir zur ersten Kapelle und Außenschule von Pozuzo, nach Yanahuanca. Die Lehrerin eilt uns mit ihren Kindern entgegen und begleitet uns hinab zur Brücke. Auch ein Papagei des Waldes will sich in die

Begrüßung mischen und überfliegt kreischend den Zug. Das Reittier des Pater Wagner wird scheu und er rettet sich durch einen kühnen Sprung. So kommen wir zur Hängebrücke.

Ein 40 Meter langes Drahtseil, wie es in Europa für solche Brücken verwendet wird, könnte wohl kein Tier von Panao bis hierher schleppen. So sind eben vier Drähte in der Dicke unserer europäischen Telegraphendrähte über den Fluß gespannt, darauf Bretter befestigt und so die Brücke hergestellt. Eine Warnungstafel neben der Brücke besagt: Das Passieren der Brücke von mehr als zwei Personen zur selben Zeit oder von einer Person und einem Tier ist bei Strafe verboten! Wir waren nun von Panao her 8 Personen und 6 Tiere. Auf dem Tambo war noch ein Mann mit seinem Tiere zu uns gestoßen. Seit Paya Plata war unser Nachbar mit seinem Rosse da und heute war noch unser Gastgeber mit seinem Pferde dazu gekommen, also elf Personen mit neun Tieren. Da nahm das Überqueren der Brücke schon eine bedeutende Zeit in Anspruch. Kaum sind wir wieder aufgefressen, so übernimmt

Herr Kanzer die Führung. Nach ein paar Minuten biegt er rechts vom Wege ab, hinauf zum Hause des ersten Kolonisten, das sich auf dieser Seite des Flusses befindet. Die Geschwister Randolf, deren Vaters Wiege noch in Haiming in Tirol gestanden, beanspruchen das Recht, jeden, der über die Brücke geht, zu bewirten, sei es als Willkomm, sei es als Abschied. Und den Krügen Warapo (verdünnter Saft des Zuckerrohrs) ließen wir alle Ehre angedeihen. Bald war auch der Tisch gedeckt und wir ließen uns das Mittagmahl doppelt gut schmecken, war es doch bereits auf Heimatboden.

Gegen 12 Uhr wollen wir gerade wieder weiter reiten, da füllt sich das ganze Haus mit Leuten. Unser Nachbar, der Herr Müller, muß wahrscheinlich als erster die Brücke überquert haben und dann spornstreichs in die Kolonie galoppiert sein, zu melden, die Karawane der Geistlichen sei bereits bei Randolfs. Erst am späten Nachmittag hatte man uns erwartet und jetzt hieß es schon um 11 Uhr vormittags, wir seien bereits über der Brücke. In manchen Häusern, so wurde mir nachträglich gesagt, ließ man das Mittagessen stehen, um ja noch die Geistlichen an den Grenzen der Kolonie begrüßen zu können. Und so sind sie gekommen, die einen auf Reittieren, die andern zu Fuß mit dem Herrn Provisor, P. Gottardi, dem Bürgermeister, Herrn Juan Egg, der Lehrerin, Fräulein Carolina Egg, und Freude drückt sich aus auf allen

Gesichtern. P. Gottardi raunt mir ins Ohr, er habe den Leuten gesagt, sie würden den Pfarrer an der Pseife erkennen, und so muß denn auch dieses Instrument bei der Begrüßung herhalten. Um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr sitzen wir endlich wieder im Sattel und ein langer Zug von Reitern und Fußgängern bewegt sich zum Zentrum der Kolonie. Nach einer halben Stunde stehen Kinder am Wege Spalier. Vom „Rheinland“ sind sie gekommen und haben bereits 2 $\frac{1}{2}$ Stunden Wegs gemacht. „Rheinland“ heißt nämlich jener Teil Bozuzos, in dem hauptsächlich die Rheinländer sich angesiedelt haben, während das vornehmlich von Tirolern besiedelte Zentrum „Tirol“ heißt. Gedichte werden vorgetragen und dann schließen auch diese Kinder sich dem Zuge an. Von den einzelnen Höfen am Wege kommen die Leute, um uns die Hand zum Gruße zu bieten. Nach einer weiteren Stunde tauchen Kirche und Pfarrhof aus dem Grün, die Glocken läuten, Böller krachen, während wir uns dem am Eingang zum Pfarrgrund aufgestellten Triumphbogen nähern. Wir steigen ab, um den vielen, die hier auf uns warteten, die Hand zu drücken, dann geht es in die Kirche zu einem aus freudig bewegten Herzen gesungenen „Großer Gott, wir loben Dich!“ Endlich sind wir wieder daheim!

Möge der Herr, der uns auf der Reise oft so sichtbar beschützt hat, auch unsere Tätigkeit im peruanischen Urwald segnen!

Südafrikanische Städtebilder.

5. Pretoria.

Von Br. August Cagol, Witbank.

(Schluß)

Lord Loch, der Gouverneur der Kapkolonie, und Cecil Rhodes hatten sich vergeblich bemüht, zu verhindern, daß der Oranje-Freistaat ein Bündnis mit Transvaal schliesse, denn Präsident Reitz machte mit Präsident Krüger einen Vertrag, gemäß dem der Freistaat dem Transvaal im Falle eines Krieges mit Großbritannien Hilfe leisten werde, ein Versprechen, das der Freistaat getreulich hielt.

Nachdem die Ausländer am Witwatersrand eingesehen, daß ihre Bemühungen, von der Transvaal-Regierung die Aner-

kennung der von ihnen angestrebten politischen Rechte zu erlangen, vergeblich waren, wandten sie sich 1898 mit einer Bittschrift an die Königin von England. Joseph Chamberlain, der damals Sekretär für die Kolonien war, war der Ansicht, die britische Regierung habe das Recht, gerechte Behandlung ihrer Untertanen im Transvaal zu verlangen. Er telegraphierte in diesem Sinne an Präsident Krügers Regierung. Diese aber war der Ansicht, daß in Kraft der Konvention von London von 1884 der Transvaal ein vollständig unabhängiger Staat

sei und daß Großbritannien daher kein Recht habe, sich in die inneren Angelegenheiten des Transvaal einzumischen. Während einer geraumen Zeit wurde auf dem Depeschenwege verhandelt, es wurde aber immer klarer, daß Großbritannien entschlossen war, seinen Standpunkt durchzudrücken.

Der Präsident des Freistaats bemühte sich, eine mündliche Aussprache zuwege zu bringen, die im Mai 1899 zu Bloemfontein zwischen Sir Alfred Milner, Gouverneur der Kapkolonie und Hochkommissär für Südafrika, und Präsident Krüger zustande kam. Die Verhandlungen führten zu nichts, da Krüger die Forderungen Großbritanniens unannehmbar fand. Versuche wurden nun von den Buren der Kapkolonie gemacht, die Transvaalregierung zu beeinflussen, gewisse Zugeständnisse zu machen, und wirklich erließ der Transvaaler Volksrat im August 1899 ein Gesetz, nach welchem Ausländer nach mäßigem Aufenthalt im Lande politische Rechte erlangen konnten. Chamberlain erklärte jedoch im September 1899, daß er diese Zugeständnisse nicht für befriedigend halte.

Seit Mai 1899 hatte Großbritannien seine Streitkräfte in Südafrika beträchtlich verstärkt. In Natal, unweit der Transvaalgrenze, waren etwa 10 000 Mann angesammelt, andere Truppen lagen zu Kimberley und Mafeking. Im September 1899 näherten sich britische Truppen im Kaplande den westlichen Grenzen von Freistaat und Transvaal.

Weitere Streitkräfte waren bereits zur See oder wurden in England mobilisiert. Auch im Transvaal waren Anzeichen des kommenden Sturmes sichtbar. Gefüllte Züge gingen an die Küste ab mit Leuten, die sich rechtzeitig in Sicherheit bringen wollten; die Geschäfte stockten; Burenkommandos wurden in allen Teilen des Landes aufgerufen, und allenthalben übten die Männer sich im Schießen. Seit dem Jameson-Ueberfall hatte die Transvaalregierung große Mengen von Mausergewehren aus Deutschland eingeführt, und an die Bürger zu einem Spottpreis verkauft.

Die britische Regierung gab nicht nach, aber auch der Transvaal war kampflustig, und es kam den Leuten nicht darauf an, mit England zu brechen. Um einem plötzlichen Angriff durch eine starke britische Armee vorzubeugen, sandte die Transvaalregierung am 10. Oktober 1899 ein Ultimatum an Großbritannien, in welchem sie die sofortige Zurückziehung aller britischen Truppen von der Nähe der Transvaalgrenzen forderte und erklärte, daß im Falle des Nichttreffens einer befriedigenden Antwort binnen 48 Stunden der Transvaal den Krieg beginnen werde. Gleichzeitig wurden die Burenkommandos an die Grenzen des Landes geschickt. Die britische Regierung antwortete, sie lehne es ab, ihre Truppen zurückzuziehen, und am 12. Oktober 1899 brach der Krieg aus.

Nun begann das Trauerspiel des Kampfes eines freiheitsliebenden Volkes

Der Missionar als Handwerker.

Es gibt kein Amt und kein Fach, das der Missionar nicht schon geübt hätte. Bald Handwerker, bald Gelehrter, bald Arzt, immer aber Seelsorger, so stellt er sich heute noch wie in vergangenen Zeiten vor.

Der Dominikanermisionar des Apostolisch. Vikariates Urubamba y Madre di Dios in Peru ist als Schlosser und Wagenbauer daran, sich ein primitives Verkehrsmittel für seine ausgedehnten Reisen anzufertigen.

(Fides-Foto.)



gegen einen weit überlegenen Gegner, dem es nach 32 Monaten fruchtlosen Ringens erlag, erliegen mußte. Der Burenkrieg ist so bekannt, daß es sich erübrigt, ihn ausführlich wiederzuerzählen; es seien hier nur die Hauptereignisse flüchtig angedeutet.

Anfänglich hatten die Buren mehr Erfolge als die Briten. Großbritannien hatte bei Ausbruch des Krieges 16 000 Soldaten in Südafrika; die beiden Buren-Republiken, die zusammen 60 000 bis 80 000 Mann Bürgerwehr aufbringen konnten, schickten in kurzer Zeit 30 000 Mann ins Feld. Die Republikaner oder Föderalen (wie sie sich selbst nannten), die sich ihrer anfänglichen Ueberlegenheit bewußt waren, warteten nicht, angegriffen zu werden, sondern gingen über die Grenzen, nach Natal und in die Kapkolonie, wo die Schauplätze der ersten Kämpfe waren. Als aber General Cronje, einer der Burenführer, sich am 27. Februar 1900 zu Paardekraal mit 3000 Mann ergeben hatte, trat ein Wendepunkt des Krieges ein. Durch diese Niederlage wurden viele Buren entmutigt. Da nunmehr der Kriegsschauplatz ins Land der Föderalen verschoben wurde, mußten sie ihre Truppen aus Natal und der Kapkolonie zurückziehen, um ihr eigenes Land zu verteidigen. Bald fiel Bloemfontein, die Hauptstadt des Oranje-Freistaats, in die Hände der Engländer. Wohl erzielte der tapfere Burengeneral Christian de Wet noch einige kleinere Erfolge, allein die britische Hauptarmee konnte ungehindert nach Norden marschieren und stand bald vor Johannesburg, das sich ergab. Am 5. Juni 1900 ergab sich die Hauptstadt Pretoria dem britischen General Roberts, und die britische Armee schlug hier ihr Hauptquartier auf.

Nach einer längeren Ruhepause begann die britische Armee die Hauptmacht der Buren, die sich nach Osten gezogen, zu verfolgen. Eine Reihe von scharfen Gefechten fand statt im Juli und August 1900, doch wurden die Buren immer mehr gegen die Ostgrenze gedrängt. Präsidant Krüger, ein alter Mann von 75 Jahren, war unfähig, im Felde zu verbleiben und ging daher zur Delagoabucht am Indischen Ozean, von wo er auf

einem holländischen Kriegsschiff nach Europa gebracht wurde.

Nachdem die größeren Truppenkörper der Föderalen aufgelöst waren, ging Lord Roberts, der Generalbefehlshaber der britischen Streitkräfte, nach England, und die Beendigung des Krieges wurde Lord Kitchener übertragen. Die Burenmacht hatte sich in eine Anzahl von kleinen Kommandos aufgelöst, die von unerschrockenen Führern befehligt wurden, und diese begannen einen Kleinkrieg. Da sie beritten waren und ihr eigenes Land gut kannten, war es ihnen möglich, dem Feinde großen Schaden beizubringen, während es wegen der ungeheuren Ausdehnung des Landes äußerst schwierig war, ihrer habhaft zu werden. General Christian de Wet tat sich im Kleinkrieg besonders hervor, er zerstörte Eisenbahnstrecken, hielt Züge auf und überraschte kleine britische Abteilungen und nahm sie gefangen. Im westlichen Transvaal hatte sich General de la Rey niedergelassen, ein verwegener Mann, der nicht zu vertreiben war und in kleinen Scharmücheln immer Sieger blieb. Im östlichen Transvaal beunruhigte General Botha die britischen Verbindungslinien beständig. Andere Kommandos unter dem Befehl der Generale Smuts und Krieger drangen in die Kapkolonie ein, hauptsächlich mit der Absicht, sich Pferde und Lebensmittel zu sichern.

Diese kleinen Burenkommandos erhielten von den Frauen in den einsamen Farmhäusern Hilfe, und letztere dienten oft als Forts. Um den Buren die Gelegenheit der Lebensmittelversorgung zu nehmen und um zu verhindern, daß sie ihre Häuser als feste Plätze benutzten, veranlaßte Lord Kitchener, daß die Frauen und Kinder von den Farmen entfernt und in Sammelager überführt wurden, wie er auch eine große Anzahl Farmhäuser niederbrennen ließ. Alsdann wurde der größere Teil der beiden Republiken in Abschnitte eingeteilt durch Anlage von militärischen Blockhäusern und Drahtverhauen.

Die Engländer hatten gegen Ende 1901 fast 260 000 Mann im Felde, und der Krieg kostete riesige Summen. Aber während die Briten imstande waren, ihre Reihen stets aufzufüllen, und über unbe-

Meharisten von Traf.

Die Wüstengegenden des Traf werden von den Meharisten überwacht, Spezialtruppen, nach ihrem Reittier dem Mehari (Kamel) genannt, die vor allem auch die Aufgabe haben, die berühmten Oelleitungen vor Ueberfällen und Zerstörung zu schützen. (Fides-Foto)



schränkten Nachschub an Pferden und Schießbedarf verfügen konnten, ging es bei den Buren umgekehrt. Ihre Zahl schmolz immer mehr zusammen, ihre Munition und ihre Lebensmittel gingen auf die Reige, ihre Pferde waren ausgemergelt, und sie selbst waren zu abgekehrten, in Lumpen gehüllten Vogel-scheuchen geworden.

Dennoch hielten die Buren bis Mai 1902 aus, und noch in diesem Monat wurden die Engländer von General de la Rey schwer geschlagen. Aber dieses Gefecht war wie das letzte Auflackern der verlöschenden Kerze. Im Mai 1902 wurden Verhandlungen begonnen zwischen den Burenführern und Kitchener und Milner, denn der letztere war zum Gouverneur der eroberten Burenstaaten ernannt worden. Am 31. Mai 1902 wurde der Friede zu Vereeniging unterzeichnet.

Die beiden früheren Buren-Republiken wurden britisches Gebiet und sollten Selbstverwaltung erhalten, sobald die Umstände es erlaubten. Alle Kriegsgefangenen, die den Treueid ablegten, wurden von der britischen Regierung zu ihren Heimstätten zurückgebracht, wie sich auch die Regierung verpflichtete, den Farmern beim Wiederaufbau ihrer Wirtschaften mit Geldhilfe beizustehen.

So endete der Burenkrieg, der Großbritannien fast 250 Millionen Pfund Sterling und etwa 30 000 Mann kostete, dafür aber Gebiete einbrachte, die reich an Bodenschätzen, vor allem an Gold,

waren. In den Goldbergwerken des Witwatersrand war die Arbeit seit Ende 1901 wieder aufgenommen worden.

Die Zeit nach dem zweiten Burenkrieg war dem Wiederaufbau gewidmet. Neue Eisenbahnlinsen wurden gebaut, und die Bergwerfstätigkeit nahm stetig zu.

Im Jahre 1910 schlossen sich die vier britischen Kolonien Kapland, Transvaal, Natal und Oranje-Freistaat zur Union von Südafrika zusammen. Eine Schwierigkeit bildete die Wahl der Hauptstadt für den neuen Staatenbund, da jede der alten Kolonien diesbezüglich Ansprüche erhob. Schließlich wurde zu einem Ausgleich die Zuflucht genommen, indem Kapstadt der Sitz der gesetzgebenden Körperschaften, des Parlaments und des Senats, Pretoria aber die Verwaltungshauptstadt wurde, während zu Bloemfontein das höchste Gericht tagt, eine Anordnung, die sich nicht durch Wirtschaftlichkeit auszeichnet.

Außerdem ist Pretoria die Hauptstadt der Transvaal-Provinz geblieben und ist der Sitz der Provinzialverwaltung, die etwa einem Landtag im früheren österreichischen Bundesstaat entspricht.

Die letzte Volkszählung (1936) ergab, daß Pretoria Großstadt ist. Sie zählt 127 790 Einwohner (76 229 Weiße und 51 561 Schwarze und Farbige). Damit ist Pretoria die viertgrößte Stadt in der Union, übertroffen nur von Johannesburg, Kapstadt und Durban.

In den 83 Jahren ihres Bestehens hat die Stadt sich prächtig entwickelt. Wohl niemand erwartet soviel Vornehmheit und künstlerischen Aufwand im jungen Südafrika zu finden, wie Pretoria sie dem bewundernden Beschauer dar-

bietet. Gleich bei der Ankunft empfängt der Besucher einen guten Eindruck vom mächtig großen Bahnhofsbau von ansprechenden Formen. Inmitten des vor ihm sich ausdehnenden großen Platzes erhebt sich die Bronzestatue des Vizepräsidenten Krüger in Gehrock und altmodischem Zylinderhut, die Rechte in charakteristischer Gebärde auf den Stock gestützt. An den vier Ecken des Sockels hocken vier kriegerische, bärtige Bürengestalten, die auch gut zu einem Andreas-Hofer-Denkmal paßten.

Vom Bahnhof aus führt die breite Marktstraße zum Kirchplatz, dem Herzen der Stadt. Auf ihm erheben sich prächtige Bauten, die auch selbstbewußtem Bürgerfimmel einer Stadt Mitteleuropas nicht zur Schande gereichten. Da ist zunächst der mit zwei schlanken Renaissancefirmen gezierte Justizpalast, dann das große, dreistöckige Gebäude der Provinzialverwaltung, ferner das Hauptpostamt, sowie Banken und Hotels. Von Ost nach West wird der Kirchplatz von der Hauptschlagader der Stadt, der Kirchenstraße, gekreuzt, die 12 Kilometer lang ist. Die Straßen schließen regelmäßige Rechtecke ein, sind mit Eichen, Weiden, Platanen, Palmen und Zakaranda-Bäumen alleartig bepflanzt, und sind geteert.

Die Stadt liegt in weitem Talkeßel beiderseits des Apiesflusses auf 1364 Meter Seehöhe und bedeckt einen Flächenraum von etwa 100 Quadratkilometer. Sie ist auf allen Seiten von Hügeln umgeben. Nordwärts erhebt sich der höchste mit der „Meinjes-Kop“-Spitze, auf dessen halber Höhe das riesige Gebäude des Regierungspalastes der Union erbaut ist. Es wurde von 1910 bis 1913 aus hellem Sandstein mit einem Kostenaufwand von 1.180.000 Pfund Sterling (23½ Millionen Mk.) erbaut. Das Gebäude enthält die Diensträume des Generalgouverneurs, der Staatsminister und der verschiedenen Regierungsabteilungen mit über tausend Angestellten.

Von der Höhe des Regierungspalastes aus hat man einen herrlichen Blick über die in weitem Talkeßel liegende Stadt, deren unzählige rote Dächer aus vielem frischem Grün aufragen und den Eindruck der Wohlhabenheit ihrer Bewohner erwecken.

In einiger Entfernung vom Regierungspalast befindet sich inmitten eines schönen Parks das Wohnhaus für den jeweiligen Generalgouverneur.

Pretoria besitzt zwei Museen. Das Kleine „Alte“ enthält u. a. zahlreiche Erinnerungen an Krüger, Pretorius, Joubert, Botha, Smuts und andere Bürengößen. Ich sah dort auch zwei Schriftstücke in deutscher Sprache, Sympathie Kundgebungen während des Bürenkrieges. Das Neue Museum, ein prächtiger Bau in dorischem Stile, besitzt eine vorzügliche Mineraliensammlung. Ich sah dort eine Nachbildung in Glas des „Cullinan“, des größten je gefundenen Diamanten. Er wog über 3000 Karat (über 600 Grammm) und stammt aus der Premier-Mine, 30 Kilometer östlich von Pretoria. Beim Schleifen wurde der Riese in neun Edelsteine im Gesamtgewicht von 1030 Karat zerlegt, von denen der größte, der „Stern von Südafrika“, von 516½ Karat heute der größte

geschliffene Diamant der Welt ist. Die Naturaliensammlung des Museums ist gleichfalls sehr reichhaltig. Der Leiter dieser Abteilung scheint Vorliebe für dramatische Szenen zu haben. Da sind zwei im Kampfe verwickelte, ausgestopfte Antilopenböcke, während eine andere Gruppe ein riesiges Zebra zeigt, dem ein Löwe an die Gurgel gesprungen ist, eine Art Verkörperung des Freiligrath'schen „Löwenrittes“.

Pretoria besitzt einen sehr sehenswerten Tierpark, der eine reichhaltige Sammlung lebender Tiere aufweist, unter denen natürlicherweise Südafrikanische Arten am stärksten vertreten sind.

Die Hauptstadt des Transvaal ist ein Mittelpunkt der Bildung. Seit 1930 ist sie Sitz einer Universität. Außerdem zählt sie eine Anzahl höherer Schulen, die in teilweise prächtigen Bauten untergebracht sind. In Pretoria sind auch die katholischen Schulen der Christlichen Schulbrüder, der Loreto-Nonnen und der Schwestern von der Barmherzigkeit.

Die Anglikaner haben hier eine Kathedrale, da Pretoria einer ihrer Bischofsitze ist. Bei einem meiner Besuche in Pretoria fand ich in der anglikanischen Kathedrale einen Tabernakelaltar mit zwei davor brennenden Oelampfen, zwei Marienbilder und einen vollständigen Kreuzweg mit vierzehn Stationsbildern. Diese Hauptkirche der Anglikaner ist in großen Ausmaßen geplant. Nur der Chor ist bis jetzt planmäßig fertiggestellt, Kreuzschiff und Langhaus sind vorläufig aus minderen Baustoffen aufgeführt und sollen nach Maßgabe der verfügbaren Mittel nach und nach erstellt werden. Auch ein hoher Turm ist im Entwurf vorgesehen.

Katholischerseits untersteht Pretoria dem jeweiligen Apostolischen Vikar von Transvaal, der seinen Sitz zu Johannesburg hat.

Heute zählt Pretoria drei katholische Pfarreien. Die Hauptpfarre besitzt eine schöne gotische Herz-Jesu-Kirche. St. Alphons wird von Redemptoristen der englischen Ordensprovinz versehen, die auch Volksmissionen in allen Teilen von Südafrika abhalten. Die Pfarre St. Johannes betreut den nördlichen Stadtteil. In der Nähe von Pretoria werden drei Eingeborenen-Missionen unterhalten, zwei von den Oblaten der Unbefleckten Jungfrau und eine von den Redemptoristen.

Ein englischer Graf traf auf den Fidschianischen Inseln einen Häuptling, der in der Bibel las. Er machte sich darüber lustig. Da sagte der Häuptling: „Sehen Sie dort jenen Stein? Dort schlachteten wir früher die Fremden. Und sehen Sie dort jenen Turm? Dort brieren wir sie. Auch Sie hätten wir als Festbraten verzehrt, wenn wir nicht durch die Missionare dieses alte Buch kennengelernt hätten und Kinder des lebendigen Gottes geworden wären! Danken Sie Gott dafür!“

(„Kirche und Kanzel“.)

Apostolischer Vikar von Transvaal ist Bischof David O'Leary, O. M. I., ein Südafrikaner irischer Abstammung.

Trotz allen Aufwandes und trotz des bezaubernden Eindrucks, den Pretoria auf den Besucher ausübt, kann man sich in dieser Stadt des Gefühls des Künstlichen, des Gesuchten nicht erwehren. Wie von Anfang an die Anlage durch Pretorius eine Spekulation war, so wurde später, besonders nachdem der Stadt in Johannesburg eine so gewaltige Nebenbuhlerin erstanden, die Bedeutung Pretorias künstlich hinaufgeschraubt. So auch ist die Er-

hebung Pretorias zur Hauptstadt der südafrikanischen Union zu bewerten. Trotz allem ist und bleibt Johannesburg der natürliche Mittelpunkt von Südafrika, der vor allem das Wirtschaftsleben des Landes in seinen Bann zieht. Im übrigen ist Pretoria infolge der vielen Regierungsämter eine echte Beamtenstadt. Leider ist sein Klima nicht das beste. Die Sommer sind drückend heiß und die Niederschläge häufig wolkenbruchartige Gewitterstürme. Deshalb und weil es eine teure Stadt ist, ist Pretoria als Wohnsitz durchaus nicht allgemein beliebt.

Umschau.

Ein Wohltäter der Armen in Hongkong +.

Hongkong. Daß Chinesen in großer Zahl bei der Beerdigung eines Europäers in Tränen ausbrechen, kommt nicht zu häufig vor. Als Ende September 1938 der irische Kapitän Mac Carthy hier zu Grabe getragen wurde, war dieses seltene Schauspiel zu sehen.

Mac Carthy, ein vorbildlicher Katholik, war seit 25 Jahren eine wohlbekannte Gestalt auf Küsten- und Flußdampfern in Südhina. In den letzten zehn Jahren führte er als Kapitän die „Kong Ning“ auf dem West River. Alle Missionare, die einmal auf dem Fluß reiseten, kennen den Kapitän, der eine vollständige Medicausstattung an Bord bereit hielt, jedem Priester zur Verfügung stellte und selbst den Ministranten machte. Für seine Person anspruchslos, war er den armen, auf dem Fluß in den Sampans lebenden Familien ein Vater, der ihnen Arzneien brachte, der ihnen in allen Lagen beistand, der so viele Buben und Mädchen annahm und in Schulen Hongkongs erziehen ließ, als seine Börse gestattete. In Hongkong suchte er seine Schützlinge auf und nahm sich auf jegliche Weise ihrer an.

Viele dieser Familien weinten am Grab ihres Wohltäters, ebenso viele arme Dienstboten und Arbeiter, denen er insgeheim Gutes getan, bis zu dem Grade, daß er kaum etwas hinterließ. (Fides.)

Das Ende der Dürre.

Shanghai. Mgr. William Mc. Grath, der Apostolische Präsekt von Lishui, ein bekannter Schilderer Chinas und chinesischer Verhältnisse, berichtet von einem Vorkommnis in der Provinz Chekiang an der Ostküste Chinas, das in seiner Art an biblische Erzählungen gemahnt.

Dr. Mc. Grath und seine Missionare fanden bei einem Besuch der Stadt Lungchuan die Bevölkerung in heller Aufregung. Es hatte seit langem nicht mehr geregnet und die außergewöhnliche Trockenheit stellte die ganze Reis-, Korn- und Süßkartoffelernte in Frage. In ihrer Angst vor einer Hungersnot hatten die guten Leute vergebens bei ihren heidnischen Göttern Hilfe gesucht. Einen ganzen Monat lang bis zur Ankunft der Missionare hatte man die heidnischen Götzen in Prozession durch die Straßen getragen, Trommeln und Zimbeln

bildeten die auch sonst übliche Begleitmusik. Für zwei Tage in der Woche wurde ein Fasten vorgeschrieben (!). Aber der Regen kam nicht. In diesem Moment entschlossen sich die Missionare einzugreifen.

Zwei Tage nach ihrer Ankunft hatten sie an dem Hauptort eine ausführliche Bekanntmachung auf Chinesisch angeschlagen. Den Neugierigen, die in Massen den Maueranschlag umstanden, erklärte der Katechist, es sei nutzlos, zu Götzen zu beten, die weder sehen noch hören könnten. „Der Herr des Himmels, der allein Herr über Leben und Tod ist, kann Euch als Antwort auf Euer Gebet Regen verleihen.“

„Leset diese Bekanntmachung und Ihr werdet sehen, daß der Bischof, der eben von Lishui



(Fides-Foto)

Ein kleines Frachtboot auf dem Tigris.

eintraf, für drei Tage besondere Gebete und Messen zur Erlangung des Regens angeordnet hat. Am vierten Tag wird ein feierliches Hochamt gehalten.“

Am folgenden Tag, einem Donnerstag, wurde die erste Messe gelesen, die Christen verrichteten dabei besondere Gebete. Um die Mittagszeit ging — zum erstenmal seit vielen Monaten — ein starker Regen nieder. Auch Freitag und Samstag wurden Messen in besonderem Anliegen abgehalten und jedesmal mit dem gleichen Erfolg. Es sprach sich bei den Heiden herum; der Himmelsherr hat auf die Gebete der christlichen Priester die Antwort gegeben.

Am folgenden Tag, einem Sonntag, hielt Msgr. Mc. Grath ein Pontifikalamt. Am Nachmittag fiel wiederum ein ausgiebiger Regen, der auch in der Nacht noch in Strömen niederging. Erst am Montagabend klärte sich der Himmel wieder auf und seitdem hat man keinen Tropfen mehr gesehen.

Der Eindruck auf die guten Bewohner von Lungchuan läßt sich schwer beschreiben. Der christliche Barbier hielt seiner Kundschast eine wohlgeordnete Rede. „Reis-, Korn- und Kartoffelernte sind gesichert, meinte er, aber nicht durch das Eingreifen der Götzenbilder, die Ihr durch die Straßen tragt. Warum kommt Ihr nicht, den wahren Gott anzubeten?“

Sie kommen natürlich nicht, aber einen tiefen Eindruck haben sie doch bekommen. „Es ist nicht das erste Mal, schreibt Msgr. Mc. Grath, daß wir in diesen für China schlimmen Tagen die Hilfe von oben erfahren haben.“
(Fides.)

Fest im Glauben.

(Aus der von den Weißen Vätern geleiteten Apostolischen Präfektur Sukutu im Tanganyikagebiet, Ostafrika.)

Der alte Häuptling Zymbela war als Heide gestorben. Einmütig und ohne Zwischenfall wählten die Großen des Landes unsern guten Christen Camilli Sukutu. Als man ihm die königlichen Gewänder anlegte, wünschte er als schönsten Schmuck den Rosenkranz um den

Gals zu tragen. Ferner verlangte er, daß die Christen bei der Begrüßung den christlichen Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“ gebrauchen sollten. Er verbot, künftighin vor ihm niederzufallen, wie es früher üblich war.

Zweifellos, die Heiden waren etwas enttäuscht. Denn wenn sie auch zuvor gesagt hatten: „Wir wollen diesmal einen Christen“, so sollte dieser doch auch die neun Frauen des alten Häuptlings erben; ein Häuptling ohne zehn Frauen war eben schlechthin undenkbar. Aber da sie ihn einstimmig gewählt hatten, konnten sie nicht mehr nein sagen. Die Kirchenältesten erfaßten die Sachlage und bestärkten Camilli in seinem Entschluß, ein treuer Christ zu bleiben und sich nicht der Vielweiberei zu ergeben. Auch seine Frau Maria wurde in gutem Sinne beeinflusst, da die Heiden ihr glaubhaft machen wollten, sie könne die viele Arbeit der Gemahlin eines Häuptlings nicht allein bewältigen.

Klugerweise sorgte der Häuptling dafür, daß immer einige Christen um ihn waren, damit die Heiden ihm nicht zu sehr zusehen konnten. Der Aufregung folgte Ruhe —, aber es war die Stille vor dem Sturm. Allmählich begannen die Schitanen. Man weigerte sich, ein Haus für den neuen Häuptling zu bauen, und sonstige Arbeiten zu verrichten; man begleitete ihn nicht zur Bezirkshauptstadt, verbarg das Erbgut, hielt die Kinder seines Vorgängers ab, ihm Dienste zu leisten, obwohl er doch nach Landesitte ihr Vater geworden war.

Durch viel Geheimtueri wurden selbst einige Christen an ihm irre. Schließlich trat man offen gegen ihn auf. Man verklagte ihn beim König des Landes, er sorge nicht für die Frauen seines Vorgängers.

Aber allen Schwierigkeiten zum Trotz blieb Camilli standhaft und fest wie ein Fels im Meer. Hoffen wir, daß er auch fernerhin nicht wankt; denn sein Beispiel wirkt mehr als fünf Katechisten: die Schwachen richten sich an ihm auf.

Allmählich fangen bereits seine Untertanen an, ihn zu schätzen, den Mann mit der aufrechten Haltung.
(Fides.)

Auserwählt.

Ein religiöser Bauernroman von Berthold L. Withalm.

(6. Folge.)

Der Achleitner, dessen Hof an der engsten Stelle des Tales lag, stand mit gekrümmtem Rücken in seinem Felde und warf unermüdetlich Fuder um Fuder auf den kleinen Wagen. Von Zeit zu Zeit blickte er gegen den Himmel und schnupperte in die Luft.

Dann rief er sein Weib und seine Kinder an: „Weiter! Weiter! Hias! Gretel! Heut gibt's noo a Wetter. Net, daß uns geht wie vorders Jahr und tragt uns 's ganze Grummet weg. Wiaßt, Buam! hoo!“ schrie er wieder seine Ochsen an und führte den

schwankenden Wagen zum nächsten Heuschober vor.

Während er schrie, klang von fernher ein leises, weitentlegenes Rollen. Es hätte ein Stein oder Stück Holz sein können, das irgendwo weitab ins Tal kollerte.

Der Achleitner nahm den Kopf hoch und schielte zum Dürenbachhorn hinaus, dessen Felsentürme in den Himmel ragten.

Der Bauer horchte angestrengt. Drückende Stille lastete wieder ringsum. Nur die Bremsfliegen surrten um die Leiber ihrer



Zahnatelier im Freien. Die Missionsdominikanerin, die hier in der Apostolischen Präfektur Lydenburg in Südafrika mit anderen deutschen Schwestern segensreich wirkt, hat nicht die Ausstattung des modernen Zahnarztes zur Verfügung, aber sicherlich wird sie ihren schwarzen Patienten auf gute Weise „nach Art der Väter“ von seinem Quälgeist befreien. (Fides-Foto)

Opfer. Kein Blatt rührte sich und kein Hauch strich durch die Landschaft.

„A Stund noo. Länger geht's nimmer her“, brummte er vor sich hin und trieb wieder seine Gabel in das dürre Gras.

Als der Wagen übervoll gehäuft war, schoben sich die ersten Wolkenseken über das Dürnbachhorn hinweg. Träge, in grüngrauer Farbe, türmten sie sich ineinander.

„Seht aber pressiert's“, schrie der Bauer. „Packts an, daß ma noo trocken hoamkommen!“

Er schlug auf die Ochsen ein. Weib und Kinder griffen in die Speichen oder stützten mit den Gabeln die schwankende Fuhr.

Die kleine Resl, sein jüngstes Kind, tappte hintendrein.

Keuchend und in Schweiß gebadet landeten sie zur rechten Zeit auf dem Achleitner-Hof. Im nächsten Augenblick segte der erste Windstoß durch das enge Tal. Er wirbelte die Heuschuber, die zurückbleiben mußten, in die Höhe, er brauste durch die Fichten und drückte ihre Wipfel zur Erde nieder.

Der Stoß dauerte nur wenige Augenblicke. Dann drückte wieder unheimliche Stille die Landschaft.

Aber in Bergeshöhe jagten dräuende Wolken dahin. Ungetüme Gebilde, zu riesi-

gen Ballen gehäuft. Vom Dürnbachhorn wälzte sich die graugelbe Gewalt einher. Ein riesiger Vorhang, unter dem ein Berggipfel nach dem anderen versank.

Die ersten Blitze grollten auf und ihre Donner brachen sich in vielfachem Echo an den Fels- und Bergwänden.

Während die Achleitner ihre Fuhr in den Stadl schoben und aller Sinn nur auf die Rettung des Heues bedacht war, erinnerte sich die kleine Resl, daß sie ihr Püppchen an der Ache liegen ließ.

Mit unbekümmertem Kindersinn lief sie auf die Wiese zurück.

Sie fand es bald.

Aber da brach das Unwetter los. Mit plötzlicher, überraschender Gewalt verfinsterte sich der Himmel. Feuergarben schossen mit erschütterndem Krachen aus dem schwarzen Gewölk.

Klein-Resl schauerte zusammen. Sie flüchtete unter einen großen, felsigen Stein, der aus der Wiese ragte. Ein Sturzbach mag ihn einstens vom Berg gerissen haben. Dort kauerte sie zusammen, ihr Püppchen eng an das Herz gedrückt, und schrie nach der Mutter. Aber das Aufheulen des Sturmes verschlang ihre Stimme.

Jetzt öffnete auch der Himmel seine

Schleusen und in wilden Güssen prasselte der Wolkenbruch zur Erde nieder.

*

Zur selben Zeit flüchteten Mensch und Tier im oberen Achental auf die Hänge. Der sonst friedliche, smaragdgrüne Bach schäumte wie ein wildes Ungeheuer auf, stürzte in rasender Eile über Felsen und Schutt hinweg und schwoll mit jedem Meter an. Von den Bergen donnerten die Fluten in engen Schluchten und Moränen zu Tal. Sie rissen Bäume, Geröll und Felsen mit sich. Das schmale Bett der Ache konnte die Massen nicht mehr aufnehmen. Da und dort wurde es von dem abstürzenden Geröll verschüttet.

So schäumten in kurzer Zeit die braunen Wogen über die Ufer und brachen in ungehemmt wilder Jagd in das enge Tal.

Doch der Donner der brausenden Wasser wurde noch von den dröhnenden Schlägen überönt, die den Blitzen folgten, wurde noch von dem Peitschen des Sturmes überhüllt, der durch die Schlucht einherfegte.

*

Der Förster von Oberach rief, solange er noch Verbindung bekam, alle erreichbaren Stellen an:

„Hochwasser, Sturzbach! — Hochwasser! Sturzbach! — Weiterjagen! Weiterjagen!“

So kam die Botschaft auch ins Pfarrhaus. Franz Eisenbichler überlegte nicht lang. Er warf den Wettermantel um und eilte ins Dorf. Da standen schon die Männer. Sie waren mit Alexten, Stangen und Biken bewaffnet. Als ihr Kooperator sich zu ihnen gesellte, machten sie erstaunte Augen. Aber sie frugen nicht lange und nahmen stumm seine Führerschaft an.

So zogen sie los und kämpften sich gegen Sturm und Wolkenbruch, ihr Priester an der Spitze, der Achenschlucht zu.

Eine unheimliche, unbestimmte Macht zog ihn vorwärts. Er stemmte sich dem heulenden Unwetter entgegen und schritt mächtig aus. Die hinter ihm hatten Mühe, mitzukommen.

*

Die Achleitner hatten ihre Heufuhre untergebracht. Sie eilten in die Stube, um in der Christus-Ecke ihren Herrn um Gnade anzuflehen. Da ging der Mutter die Resl ab. Sie suchte sie in der Stube, in der Küche, in den Kammern, sie rief nach ihr, bis es der Bauer vernahm und erstaunt fragte:

„Was is? Wo is 's Dirndl?“

„Woß net, i woß net“, schrie die Bäuerin zurück.

„Wo is 's Dirndl?“ herrschte sie nun der Bauer an.

Da erinnerte sich die Mutter:

„Jesfas, heilige Mutter! Die werd doo net wieder abiglassen sein zum Bach. Sei Puppen hat's net dabei ghabt.“

„Hergott, hilf!“ schrie der Achleitner auf und rannte aus dem Haus.

*

Die braunschäumenden Wogen stürzten einher. Kleine Felsen und Baumstämme überschlugen sich darin, prallten aneinander, bäumten sich auf und wurden fortgerissen. Aus dem dunklen Gewölk peitschten Sturm und Regen. Blitze zuckten spaltend in hohe Bäume und der Donner brach sich brüllend an den Bergwänden.

Klein-Resl stand zitternd an ihrem Felsen. Sie wagte nicht, den schützenden Platz zu verlassen. Doch als die Fluten der Ache immer näher an den Felsen herankamen, folgte das Kind einem natürlichen Trieb. Es kletterte den Stein hinauf und suchte mit großen blauen Augen ängstlich nach der Mutter.

Und das Wasser schwoll, brauste wie ein riesiges Ungetüm einher, wirbelte um den Felsen. Blöcke und Stämme rannten an ihn an, barsten durch die Wucht des Stoßes auseinander und wurden wieder fortgerissen.

Inmitten dieser Verheerung fand der Achleitner sein Töchterchen. Kaum zwanzig Meter von ihr entfernt, gebot ihm die schwellende Flut ein Halt. Er mußte ohnmächtig zusehen, wie sich die Wogen an dem Felsen emporzrafen.

Es half kein Zammern und Schreien, mit dem er und die nachgeeilte Mutter den Herrgott und alle Schutzheiligen anriefen: das Wasser schwoll! Mit jedem Augenblick wirbelten seine wildschäumenden Wogen näher an das kleine Mädchen heran.

*

Da kam der Kooperator mit den Bärnmoosern angeeilt.

Der Achleitner stürzte ihnen entgegen:

„Helft's! Helft's! Injer Resei kimmt um!“

Aber die Bauern sahen ratlos umher: bald auf das kleine, hilflose Wesen auf dem Felsen, bald in die überstürzenden Fluten, durch die keiner lebend durchkamte.

Nur in Franz bäumte sich die Kraft auf: Du schaffst es!

Im nächsten Augenblick schrie er:

„Ein Seil! Ist ein Seil da?“

Einer hatte ein Bergseil mit. Es war genügend lang. Franz nahm es, warf Mantel, Rock und Schuhe weg, schnürte es um seinen Leib und rief den Bauern zu, die entgeistert auf ihren Priester blickten:

„Da halt 's fest! Ich hol die Resl.“

Einige schrien zurück:

„Jesses, laßt's eahm net. Dös is sei Tod!
Eahner Tod, Kooperator!“

Franz aber brüllte grob auf:

„Ich hol sie!“

Und dann, was seine Stimme hergeben konnte:

„Kesei! Halt di staad! I kimm!“

Er warf den Bauern das Seil zu, packte mit jeder Faust nach einem starken Prügel, und ehe ihn noch einer hindern konnte, stand er in dem tobenden Element. Ruck um Ruck arbeitete er sich gegen die stürmende Gewalt, und als er den Boden unter sich verlor, spannte er seine Muskeln und seinen Willen zu übermenschlicher Kraft und warf sich mit mächtigem Schwunge in Schaum und Wirbel.

Nach drei gewaltigen Stößen klammerte er sich an das Gestein. Mit eisernem Griff hielt er sich an einem Vorsprung fest und mit den Füßen arbeitete er sich nach.

Da prallte ein Holzkloß an ihn. Er schrie vor Schmerz auf und biß sich in die Lippen. Aber seine Fäuste ließen nicht locker und mit krampfhaft verzerrtem Gesicht zog er sich Stück um Stück höher, bis er die Kessl fassen konnte. Ein Blick zurück, ob kein Holzstamm einerschwamm, und dann glitt er mit der Kleinen im Arm den Felsen hinunter. Kräftige Arme zogen die beiden an das rettende Ufer. Dort brach der brave Mann zusammen.

*

Zuerst wichen die Bauern scheu vor dem Ohnmächtigen zurück. Einige beteten, einige starrten auf den kleinen Felsen, über dessen Gipfel die Wellen zusammenschlugen.

Die meisten aber erschauerten vor dem schier Wunderbaren dieser Rettung.

Der Bauer vom Unterrauschberg, Simon Hallweger, ermannte sich als erster. Er hob Franz ein wenig hoch und rief ihn an:

„He! Kooperater! Was is?“

Franz hörte den Anruf wie aus einer fernen, weiten Halle. Er hatte nicht Kraft, Antwort zu geben. So nickte er nur mit dem Kopfe.

„Packts an“, rief der Unterrauschberger den Umstehenden zu. „Tragen ma'n aufi zum Achleitner, da warm ma'n ein, nacha werd er sie glei wieder erholen. Ob eahm net a Trumm dawischt hat?“

Sie hoben ihren Kooperator vorsichtig auf und trugen ihn langsam in das nahe Haus.

Die Achleitnerin, die über ihr Glück ihre Kraft wiederfand, eilte voraus, holte Leintücher und warme Decken, breitete sie auf dem Kanapee aus und war eben fertig, als die Bauern ankamen.

Mit schweren, langsamen, aber sorgfältigen Schritten stampften sie mit dem Ver-

wundeten den kleinen Berg herauf. Die anderen drängten sich an die Träger heran. Sie mußten in Franzens Antlitz schauen, als sähen sie ihn zum ersten Male.

Und ein jeder mußte einen Lobespruch auf den tapferen Mann:

„Naa, dös is oaner!“

„Is halt a Bärnmoofer! A Achentaler!“

„Ja, ins'er Kooperater! Dös is oaner!“

„Allsam wann so waarn!“

„A Wunder is gwen! Man kann net anders jagen: A Wunder is gwen.“

„Werd eahm do net weit fehl'n? Leicht hat er si 's Kreuz abg'schlagen.“

„Ah, geh, da taat er nimmer schnaufen. Der is grad abgmat!“

So brodelte es durcheinander.

Dazu dröhnte es weiter durch die Schlucht, heulte der Sturm durch die Wälder, peitschte der Regen nieder.

Als sie in die Stube kamen, meinte Franz, aus eigener Kraft stehen zu können. Er versuchte es, aber sogleich sank er mit einem leisen Aufschrei zusammen. Ein heftiger Schmerz schnitt ihm durch die Hüfte. Der Unterrauschberger nahm den jungen Priester in seine Arme und trug ihn zum Kanapee. Er untersuchte ihn und seine schweren Hände tasteten wie weiche Polster über die kranke Hüfte.

Ganz langsam griff er fester zu und versuchte, das Bein hin und her zu bewegen. Es ging.

„Gott sei Dank, die Knochen san heil“, rief er Franz zu. „Aber a sauberns Trumm muuß Eahner da erwischt haben. Ganz rot-blau ist der Fleck.“ Dann zum Achleitner: „Halt an Arnika dahoaan, aft legn ma oan auf. Und um 'n Dokta soll oaner ins Dorf gehen und um a Gwand fürn hochwürdigen Herrn.“

Der Achleitner eilte hinaus, und der Unterrauschberger bettete seinen Priester zurecht.

Dann sprach er:

„Der Kohler, Enfer Vater, wann Ent sehgn taat, i moan, der taat si narrisch freun.“

Franz horchte auf.

„Ja, dös muuß ma sogn“, rief der Bauer weiter, während er Franz in die warmen Tücher hüllte, „a Kuraschi, die hat ins'er Kooperater! So an Mann, da muuß ma lang suachen! Dös habn S' im Seminar net glernt! Dös is die Kohler-Rass, und die is a gute gwen, schoo allweil.“

Da mußte Franz trotz aller Schmerzen zu dem großen, starken Bauern aufscheln. Und mußte sich freuen: denn das war die Erde, die Heimat, die zu ihm sprach. Ein jedes Wort sog er in sich ein und fragte nicht

mehr nach dem Zehent, den er für dieses Erleben abzahlen mußte.

Er streckte dem Bauern die Hand hin.

Der griff nach ihr und sprach einfach, indem er Franz voll anblickte:

„Wiß ma schoo! Wiß ma schoo! Kohler-Kooprater!“

VI.

Die Kapelle.

Durch das stille Bärnmoos schwirrte lautes Gerede: in Stuben und Gassen, an Herden und in Ställen, überall sprach man von Franzens tapferer Tat.

Man pries sie, und im Preisen begann man, sie zu verklären.

Das Wort: Ein Wunder war's! sprang zwischen dem Lobgerede hin und her, einer gab es dem andern, bis sich alle und sonderlich die Frauen darin einig wurden, daß dieser Kohler-Franz-Kooprator übernatürliche Kräfte besitzen müsse.

Noch davon wagte man nur zu lispeln.

Dafür sprach man um so lauter davon, daß man dem tapferen Manne einen Dank schuldig sei. Ueber die Form dieses Dankes wollte man sich am nächsten Sonntag beim Postwirt beraten.

Da saßen nun Bauer und Bürger in der großen Wirtsstube. Fein säuberlich voneinander getrennt.

In der Nähe des Ofens hatten die Bauern ihre Tische, und an diesen ein jeder seinen Stammsitz. Der gehörte seit urdenklichen Zeiten zu einem bestimmten Hof. Auf diese Ordnung hielt der Bauer strenge. Wie auf dem Freithofe, wo die Grabstätte dem Hofe gehört und nicht seinem Besitzer. Da lagen die Unterrauschberger oder Seppenbauern seit vielen Jahrhunderten übereinander.

Weil der Wirtshausitz dem Hofe gehörte, saß der Bauer nicht als Gast vor seinem Glas Bier, sondern auf einem Stück seiner Heimat: in gemächlicher Ruhe, breit und unbekümmert um seine Umgebung.

Die Kellnerin mußte für alle besorgt sein, wie die Bäuerin daheim. Sie wußte, wieviel und was jeder der einzelnen Bauern trank, und ohne zu fragen stellte sie einem jeden sein Glas Bier hin. Ein kaum verständliches „Zum Wohl!“ brummte sie dazu. Erst wenn der einzelne Bauer am Ende seines gewöhnlichen Bierbedarfes angelangt war, stellte sie das letzte Glas mit der Frage hin: „'s letzte?“

Schwieg der Zecher dazu, dann wußte sie, daß sein Durst gelöscht sei. Sah er aber nach ihr um und winkerte mit feucht-fröhlichem Verlangen ein Auge dazu, dann durfte sie ihm beim nächsten Gang das erste Glas über

den Durst hinstellen. Und mit diesem hörte das Fragen wieder auf, sintermalen dem bayerischen Bier eine heimtückische Kraft innewohnt: Wer das Ende des Durstes nicht errät, dem hört er nimmer auf.

Wenn die Bauern nur ihr sonntägiger Brauch zusammentrieb, sprachen sie wenig. Sie stützten sich mit breiten Ellenbogen bequem auf die Tische, die Pfeifen baumelten von den Lippen, die Hüte wurden etwas ins Genick oder über ein Ohr geschoben, Rauchschwaden und Bierdunst zogen um ihre hölzernen Schädel und die Augen blickten bald in die Bierkrügel, bald den Rauchringeln nach. Bedacht tranken sie ihre festgesetzte Menge, zahlten, indem sie das Geld auf den Tisch legten, erhoben sich, als hätten sie durchaus nicht die Absicht, heimzugehen, drückten den Hut in die Stirne, brummten „Pfiat Gott, beinand!“ und trottetten heimzu. Es gab einige unter ihnen, die sprachen noch weniger, die schweigen konnten, selbst wenn der Bärnmooserberg eingestürzt wäre. Und doch war dies Schweigen eine beredete Sprache. Denn zwischen diesen Heimlichen lag eine tiefe Verständigung des Blickes, der Bewegung, des geheimnisvollen Hauches, der dem schweigenden Bauern entströmt.

Selbst an diesem Sonntage, da ein lautes Gerede hin und her wogte, saßen die Berschwiegenen scheinbar unbekümmert da, und alles, was man ihnen entlocken konnte, war:

„I moan schoo aa.“

Dafür brodelten, riefen und erregten sich die anderen mehr denn je.

Ihr Wortführer war der Unterrauschberger, Simon Hallweger, der mächtige Bauer von Mitterzell. Ortsführer aus Ueberlieferung und Feuerwehrhauptmann überdies. Ein Mann, auf den die Gemeinde horchte. Er wußte dies wohl.

Um ihn saßen seine nächsten Freunde: der Lohner von Miesenbach, ein heller Kopf, mit scharfer, kantiger Stimme, die keinen Widerspruch vertrug; der Pragentaler von Bärenschwend, ein riesiger Keul, der mit seinen Fäusten in den Tisch schlug, daß die Krügel klirrend aufsprangen; der Kaver Eisenreich, der ein Holzknecht war und ein paar Arme hatte, die ihm in stählernen Muskeln bis zu den Knien hingen, ein gutmütiger Mensch, der sie gerne hängen ließ, wenn man den Unterrauschberger nicht angriff, der aber mit weitausholenden Schlägen die Wirtsstube ausräumte, wenn es Streit gab. Dann krachten Knochen, Stühle und Tische.

Die drei waren die Garde des Unterrauschberger. Sie bildeten in der Gemeinde den Block der Waldbauern.

Simon Hallweger sah nach dem Tische der

Bürger um, die in den Fensternischen ihren Platz hatten. Als er bemerkte, daß sich Griefenböck mit seinen Freunden lebhaft unterhielt, neigte er sich weit in den Tisch hinein und zischelte seinen Freunden zu:

„Zetzt paßts amoi auf, Manner!“

Sie schoben den Körper über den Tisch, streckten die Hälse lang, daß die Köpfe nahe zusammenkamen, und spitzten die Ohren. Ihre Augen blickten dabei scheinbar ins Leere.

Der Unterrauchberger sah schnell einen nach dem andern an, als wollte er sich versichern, nur Gesinnungsgenossen um sich zu haben. Dann begann er:

„I bin gestern bei infern Kooprater gwen. 's geht eahm schoo besser und aussitzen kann er aa schoo. Nacha han i eahm gsgagt: Herr Kooprater, han i gsgagt, dös söll, was Sie tan haben, dös brauchd an Lohn. Und es is schoo so viel wie ausgmacht in der Gmeind, daß Sie a Ehrengab von uns annehmen müssen. Da hat er si gwehrt, könnst enk denken, daß si inder Kooprater dagegen gwehrt hat. Aber i han net auslassen und der Birnbacher is aa dazukommen und hat eahm zugredt. No, und da hat er natürlich nimmer auskönnen, inder Kooprater. Aber wißts, was er gsgagt hat? Ich freu mich recht, hat er gsgagt, aber die Ehr gebührt dem heiligen Valentin. Den hat er anrufen, wie er ins Wasser is, und der hat eahm gschützt. Dem solln ma a Ehrengabn gebn, und wann mir meinen, nacha sollt ma halt auf der Stell a kloane Kapelln baun. Dös tat eahm am meisten freun. So, zetzt wißts es, und mei Meinung in der Sach is, daß inder Kooprater sein Wunsch habn soll, und mir baun eahm die Kapelln.“

„Dös is was Gredts“, begeisterte sich sogleich der kluge Lohner. „A Kapelln! Dös laßt si hören. Da bin i glei dafür. Leicht gibt's noo amoi a Wallfahrt auf Bärnmoos.“

„Dös waar gar net ausgeschlossen“, rief ein anderer, „wo's völlig a Wunder gwen is, daß net beide dersoffen san.“

„A Kapelln, dös laßt sie hören!“

„Muaf ja net glei a große sein!“

„A woher denn. A kloane Hauskapelln halt. Die kost net viel.“

„Und 's waar a Andenken auf ewige Zeit!“

„Dös brauchd mal!“

So wurden die Bauern am Tische des Unterrauchberger einig.

Zur gleichen Zeit disputierten die Bürger unter der Führung Griefenböcks über das Für und Wider einer Ehrengabe an den Kooperator.

Griefenböck murmelte:

„Es handelt sich um mehr als nur um eine Ehrengabe. Freilich, ich hätte nichts dagegen, wenn . . . Ja, wenn, meine Herren, nicht dieser Bauer Hallweger dahinter stekten würde. Das macht die Sache verdächtig. Die Bauern wollen sich damit den jungen Kooperator holen, und Sie können sich denken, daß es ihnen bei der Abstammung des hochwürdigen Herrn vielleicht nicht schwerfallen würde. Meine Herren, da ist Gefahr im Verzug. Und ich sehe weiter. Ich sehe das Bürgertum verwaist. Meine Herren, wenn die Sache heute zur Sprache kommen sollte, und dem ganzen Anschein nach drängt der Hallweger darauf, dann habe ich einen Gegenvorschlag. Ich habe eine Idee und als Kirchenrat bin ich verpflichtet, sie zur Durchführung zu bringen. Ich bitte Sie, mich zu unterstützen!“

„Hört! Hört! Sie haben eine Idee?“ riefen ihm die anderen zu.

Griefenböck zog sich geheimnisvoll in sich zurück und lächelte:

„Sie werden überrascht sein, freudig überrascht sein. Ich möchte Ihnen die Freude nicht nehmen.“

„Da brauchd ma gar kei Angst haben“, brummte der Postsekretär Feilmeyer, ein Getreuer Griefenböcks, „wenn sich der Griefenböck was ausdenkt, das werd immer was. Ja, der Griefenböck, meine Herren, der werd einer sein.“

Die anderen meinten daselbe und nickten ihrem Führer eifrig zu.

Die Gassstube wurde voll. Nicht aneinander gedrückt saßen die Bauern da und qualmten, was ihre Pfeifen hergaben.

(Fortsetzung folgt.)

NEUE BÜCHER

Verlag »Ars sacra« Josef Müller, München.

Liebfrauenwunder. Legenden. Von Fanny Wilmmer-Pedit. 80. 192 Seiten und 25 Tiefdruckbilder. In Leinen RM. 4.50. München 1939.

Ein Volksbuch, das aus dem Vollen schöpft. Mit ihrer tiefen Kenntnis der Volksseele und aufs beste vertraut mit dem religiösen Brauch-

tum ist die Verfasserin der Entstehungsgeschichte von 24 Wallfahrtsorten, wo Unsere Liebe Frau verehrt und angerufen wird und die alle in der Ostmark und in Südtirol liegen, nachgegangen. Sie sind vielleicht in der großen Welt weniger bekannt, dafür umsomehr vom einfachen Volk geliebt und besucht, auch heute noch, wie ich das selber von Weifenstein, Treus und Zinggen weiß. Was sich das Volk über

den Ursprung dieser Heiligtümer erzählt und weiter überliefert, was alte Urkunden und heilige Bilder berichten, ist durch die Kraft der dichterischen Phantasie lebendig geworden, wurde zu einer lieben und guten Legende, zu einem prächtigen Ehrenkranz. Es ist ein gutes Lesen in dem frommen Buch, das vom hilfreichen Beistand der Gottesmutter berichtet und von der Liebe und Anhänglichkeit des Volkes zu Maria, und das auch uns im frommen Vertrauen stärken und erhalten will.

Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.

Homiletisches Handbuch. Von Anton Koch S. J. 4. Band: Das Menschenleben — Das Leben der Vollkommenheit. VIII und 503 S. In Leinwand gebd. RM. 11.40. Geheftet RM. 9.20. Freiburg i. Br. 1939.

Ueberraschend schnell ist durch das Erscheinen des 4. Bandes das Homiletische Quellenwerk vollständig geworden. Man muß die Bände tatsächlich in die Hand nehmen, durchblättern, studieren und benützen können, um auch nur ein einigermaßen zutreffendes Bild von der Reichhaltigkeit und Ueberfülle des gesammelten und verarbeiteten Materials zu erhalten. Mit Bienenfleiß ist an diesem Werk gearbeitet worden. Voraussichtlich soll zunächst der erste Band des Lehrwerks erscheinen. Der vorliegende 4. Band enthält auch das Sachregister zum gesamten Quellenwerk, was die Benützung der bisher erschienenen Bände sehr erleichtert. Der Verfasser verrät, daß gerade den Praktikern das dargebotene Veranschaulichungsmaterial noch nicht genügt, und er hat sich daher bereit erklärt, nach Vollendung des Gesamtwerkes eine eigene „Beispielammlung“ zu jedem Titel des Werkes in Angriff zu nehmen. — Verfasser und Verlag gebührt herzlicher Dank für die inzwischen geleistete, überaus verdienstvolle Arbeit für das Wort Gottes.

Der Dienst des Zeremoniars. Erstes Beiheft zum Ministrantenbuch. Von P. Hariolf Ettenesperger O. S. B. 120. 24 Seiten. Geheftet 40 Pfennig. Freiburg i. Br. 1939.

Der durch sein „Ministrantenbuch“, das inzwischen schon die 3. und 4. Auflage erreicht hat, bestens eingeführte Verfasser, behandelt auf verschiedene Anregungen und Wünsche hin nun auch in einem eigenen Heft den „Dienst des Zeremoniars“. Das Heft erscheint in bischöfl. Auftrag und dürfte überall dort, wo man den Gottesdienst besonders feierlich gestalten will, sehr begrüßt werden.

Neuland-Verlag, Pasing bei München.

Unsere Namenspatrone in Wort und Bild. Es wird dem Seelsorger und Priester öfters begegnen, daß die Gläubigen ihn um Aufschluß über Person und Leben eines Heiligen erfragen, welcher der Namenspatron ihres Kindes ist. Seine Belehrung wird nachhaltiger wirken, wenn er den Fragestellern eine knappe Darstellung empfehlen und geben kann, die den Namenspatron in Wort und Bild schildert. Das Bild muß gut sein und die Lebensbeschreibung soll nicht nur einige Zeilen umfassen, aber auch nicht gleich ein ganzes Buch sein. Beide Wünsche dürften in der vom Neu-

land-Verlag herausgebrachten Reihe in muster-gültiger Weise erfüllt worden sein. Bei der bildlichen Darstellung werden Alte Meister bevorzugt. Die fünf Seiten Text geben auf knappem Raum eine lebendige und warmherzige Schilderung des Lebenslaufes. Kleine Kabinettstücke sind da z. B. die Darstellungen des heiligen Paulus und der heiligen Monika. Die Sammlung will die Unkenntnis hinsichtlich der Namenspatrone und vor allem den gemalten Kitsch bekämpfen, sie möchte der Wahrheit und dem christlichen Leben dienen. — Gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken erhält man ein Bild mit 5 Seiten Text, Größe zirka 9×14 Zentimeter. Die Bilder können auch eingerahmt zum Preise von RM. 3.10 geliefert werden. — Die Darstellungen eignen sich besonders zu Geschenkzwecken, bei Gelegenheit der Taufe und Firmung, zu Geburts- und Namenstagen, zur Schulklassung usw. Sie verdienen warme Empfehlung. Bis jetzt sind gegen 130 Darstellungen erschienen, viele weitere sind in Vorbereitung.

Missionsdruckerei Steyl (Post Kaldenkirchen, Rheinland).

Die kleine Blume von Steyl. Schwester Basilidis, Novizin der Steyler Missionschwestern. Von Dr. theol. P. Anton Freitag S. V. D. Mitherausgegeben von P. Eugen Lenje S. O. Cist. 80. 332 S. mit 16 Tiefdruckbildern. In Leinen gebd. RM. 3.20. Steyl 1939.

Unter dem glücklich gewählten Titel schildert der Verfasser das Leben und Beten, das Leiden und Sterben der Novizin der Steyler Missionschwestern, Elli Hacken, die am 19. Januar 1938 gestorben ist. Sie wollte Missionschwester in China werden, aber Gott hatte es anders beschlossen: die durch Liebe und Leid früh gereifte Seele sollte vom Himmel aus für die Interessen der Kirche tätig sein. Dem Leser enthüllt sich ein Leben, das ganz dem Einfluß der Gnade hingegeben ist, das erfüllt ist von dem unermüdlchen Streben nach wahrer Heiligkeit. Eine andere Welt tut sich auf, in der Gottes Wille allein gilt. Ergreifend ist die Schilderung des langsamen Sterbens, der Sehnsucht, aufgelöst zu werden und zu Gott, zum Vater, zu kommen. Die großen Werke fehlen in diesem Menschenleben, aber das Kleine, Alltägliche und Gewöhnliche hat diese Schwester mit größter Liebe und Treue getan, und so kann sie zum Vorbild werden für alle, die ernstlich danach verlangen, Gott treu zu dienen; zum Vorbild für die christliche Jugend in der Welt und noch mehr für jene, welche die Gnade auch heute noch, in die Verborgenheit des Klosters ruft. Endlich ist dieses Leben groß durch den heldenhaften Opfermut, mit dem Schwester Basilidis ihren Weg geht, mit dem sie vor allem die schwere Krankheit, der sie zum Opfer fällt, erträgt und fruchtbar macht. Die Welt mag darüber lächeln und spotten, die Gläubigen aber erkennen den Finger Gottes und fühlen sich angeeifert zur Treue im christlichen Leben. — Vielleicht könnten bei einer Neuauflage die kurzen Angaben bei den Bildern schlichter und einfacher gehalten werden. Stephan Lintermann.